

Christine Zunke

›Roll-back‹ in die Steinzeit?

Kritik der evolutionären Psychologie am Beispiel ihrer Begründung von Geschlechtscharakteren

Zusammenfassung: Ist unser Verhalten angeboren, oder können wir als Freiheitswesen selbstbestimmt handeln? Diese Frage ist viel und kontrovers diskutiert und beantwortet worden. Eine Antwort gibt auch die evolutionäre Psychologie, indem sie von einer nach selektiven Evolutionsmechanismen entstandenen psychologischen Grundstruktur des Menschen ausgeht, die unsere Gefühle und Verhaltensweisen maßgeblich bestimmt. Indem unter Bezugnahme auf die Evolution die Arterhaltung und damit die Fortpflanzungsmechanismen im Fokus stehen, entsteht eine psychologische Theorie, welche die patriarchalischen Geschlechtszuschreibungen unserer Gesellschaft als natürliche Ordnung behauptet und keine theoretische Differenzierung zwischen sex und gender zulässt.

Abstract: Is the way we behave genetically inherited or can we act autonomously as free beings? This question has been controversially discussed and different answers have been given. One of these answers comes from evolutionary psychology which assumes a general psychological structure developed by selective evolutionary mechanisms. This general psychological structure is supposed to have a strong influence on our emotions and behaviour. By focusing on the preservation of the species and reproductive mechanisms, a psychological theory has developed which considers the patriarchal gender roles attributed by our society as natural order and does not allow for any differentiation between sex and gender.

Die evolutionäre Psychologie (EP) geht von der Grundthese aus, dass sich kognitive Fähigkeiten und Verhaltensweisen ebenso wie körperliche Merkmale nach evolutionären Mechanismen ausgebildet haben und vererbt werden. Die EP schließt damit unmittelbar an die klassische Evolutionstheorie an. Ihre Grundannahmen finden sich im Ansatz schon in den Schriften von Charles Darwin. In seinem Werk *The Expression of the Emotions in Man and Animals* (1977 [1872]; dtsc.: *Der Ausdruck der Gemüths-bewegungen bei dem Menschen und den Thieren*⁴²) verglich Darwin die Aktivität der Gesichtsmuskeln sowie die ganze Körperhaltung zum Ausdruck bestimmter Emotionen bei Menschen aus verschiedenen Kulturkreisen sowie bei Primaten und anderen Tieren. Durch die gefundenen Ähnlichkeiten in Mimik und Ausdruck, durch die Emotionen wie Angst, Schrecken, Demut, Enttäuschung etc., die bei Tieren und Menschen körperlich ausgedrückt werden, schloss er darauf, dass der Ausdruck dieser grundlegen-

42 Eine digitalisierte Fassung der Ausgabe von 1977 findet sich unter: <http://darwin-online.org.uk/content/frameset?itemID=F1189&viewtype=image&pageseq=1>

den Emotionen nicht erlernt, sondern angeboren und folglich evolutionär erworben und vererbbar sei.

In den folgenden Jahrzehnten erhielt Darwins Werk zum vergleichenden Verhalten jedoch immer weniger Beachtung. In der Anthropologie war die Theorie vorherrschend, dass die Kultur das soziale Leben bestimme. Diese These wurde auch durch den Behaviorismus gestützt, der davon ausgeht, dass Verhalten im Wesentlichen durch Reiz-Reaktions-Verknüpfungen erlernt werde. Erst in den sechziger und siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts entflammte eine neue Debatte in der Anthropologie, die sich unter anderem auf die Ergebnisse von Verhaltensforschern wie Konrad Lorenz und Irenäus Eibl-Eibesfeld stützte⁴³, welche die These von angeborenen psychologischen Affekten wieder in den Fokus rückten. In dieser Zeit wurde auch der Begriff der evolutionären Psychologie geprägt.⁴⁴

Durch ihre Basis in der Biologie – und dem hierin begründeten, oft vollzogenen Mensch-Tier-Vergleich – wird zunächst eine grundlegende Differenz zur klassischen Psychoanalyse deutlich: die Psyche in diesem Sinne ist nicht notwendigerweise an ein Bewusstsein oder eine psychische Struktur von Ich, Es und Über-Ich geknüpft, weshalb auch klassische Begriffe psychologischer Mechanismen wie beispielsweise der der Verdrängung nicht zentral sind. Vielmehr geht es der EP darum, dass bestimmte Gemütsbewegungen und ihr Ausdruck – also insbesondere das aus der Gemüts- oder Gefühlslage resultierende Verhalten – als *für das Überleben* des Individuums oder der Art *sinnvoll* gedeutet werden. Gegenstand der evolutionären Psychologie sind »evolved psychological mechanisms that generate human behavior and culture.« (Barkow, Cosmides & Tooby 1995, 3) Evolutionär entstandene ›psychologische Mechanismen‹ sind der Fokus, über den die psychische Struktur moderner Subjekte erklärt werden soll. Dabei ist der gewählte Begriff des ›psychologischen Mechanismus‹ ernst zu nehmen: Im evolutionär als sinnvoll herausgebildeten Funktionszusammenhang menschlichen Fühlens und Wollens, das sich in Handlungen umsetzt, wirken – bewusstlos wie in Automaten – quasi-mechanische Prozesse, welche die entsprechende psychische Reaktion auslösen; so erklärt die EP menschliches Handeln und macht es damit zum bloßen Verhalten. Nicht die Lebenswirklichkeit in unserer Gesellschaft in Bezug auf unsere Entscheidungen, Erfahrungen und Reflexionen erkläre die Grundstruktur unserer Psyche, sondern unsere Vor- und Frühgeschichte in Jäger- und Sammlergemeinschaften. Dahinter steht die These, dass heutige ›psychologische Mechanismen‹ im (natur-)historischen Prozess

43 z.B. Konrad Lorenz, 1965: Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre. Gesammelte Abhandlungen aus den Jahren 1931-1963. Band I und II: München, Zürich: Piper; Konrad Lorenz, 1965: Evolution and Modification of Behavior. Chicago; Irenäus Eibl-Eibesfeld, *Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen*. Piper, München 1970; Irenäus Eibl-Eibesfeld, *Der vorprogrammierte Mensch. Das Ererbte als bestimmender Faktor im menschlichen Verhalten*. Molden, Wien/Zürich/München 1973; Irenäus Eibl-Eibesfeld, *Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie*. Piper, München 1984.

44 Der Zoologe Ghiselin verwendete diesen Begriff 1973 in einem historischen Bezug auf Darwin (Ghiselin 1973).

evolutionärer Selektion und Anpassung entstanden sind und dass folglich primär die Biologie (und nicht Sozial- oder Gesellschaftswissenschaften) Antworten bezüglich der psychischen Struktur moderner Subjekte liefern kann.

With evolutionary psychology in place, cross-connecting biology to the social sciences, it is now possible to provide conceptually integrated analyses of specific questions: analyses that move step by step, integrating evolutionary biology with psychology, and psychology with social and cultural phenomena. (Barkow, Cosmides & Tooby 1995, 3)

In dem Buch *The Adapted Mind*, (Ebd.) das als exemplarisch für EP-Theorien angesehen werden kann, werden zuerst grundlegende kognitive Fähigkeiten, Affekte und Verhaltensweisen (als psychische Mechanismen) über evolutionäre Anpassungsprozesse erklärt, anschließend können dann über diese evolutionär verstandene Psychologie soziale und kulturelle Phänomene analysiert werden; Schritt für Schritt findet so eine Biologisierung des Menschen und seiner Gesellschaft statt.

Dieser Ansatz wird von einer kritischen Psychologie strikt verworfen: »Menschliche Gesellschaftlichkeit ist tatsächlich der Soziabilität anderer Spezies nicht vergleichbar. Gesellschaften werden nicht einfach aus den Sozialinteraktionen individueller Menschen hervorgebracht, geschweige aus ihren angeborenen psychischen Dispositionen, sondern sind komplex geordnete Strukturen, die die Art und Weise individueller menschlicher Praxis vermitteln« (Maiers 2002, 45).

Von Seiten einer biologistisch argumentierenden EP lässt sich hierauf immer einwenden, dass sich »komplex geordnete Strukturen« auch in animalischen Sozialverbänden finden – von den staatenbildenden Insekten bis hin zum hochdifferenzierten Sozialgefüge eines Wolfsrudels ist das Verhalten des einzelnen Individuums auch hier durch die vorgeordnete Struktur der jeweiligen Soziabilität vermittelt. Die *qualitative Differenz*, durch welche die Gesellschaftlichkeit des Menschen sich tatsächlich von tierischen Sozialverbänden unterscheidet, ist seine mit dem erkennenden Bewusstsein untrennbar verknüpfte *Freiheit*: Menschen können die gesellschaftlichen Strukturen, die sie bilden, nicht nur erkennen, sie können (und müssen) sie zugleich bewerten – und das bedeutet auch, dass sie jene Strukturen, die sie als mangelhaft oder schlecht bewerten, auch aktiv verändern können. Während evolutionäre Veränderungen der Sozietät im Tierreich sich langsam über Jahrtausende entwickeln, können politische Revolutionen die menschliche Gesellschaft innerhalb von Jahrzehnten ökonomisch und sozial umstrukturieren, da die Bedingung hierfür nicht die Veränderung der Gene, sondern von Erkenntnis und Wille ist.

Eine Biologisierung des Menschen, wie sie durch die EP betrieben wird, zeichnet sich darum immer durch die Negierung menschlicher Freiheit aus. Begründet wird dies mit einem Wissenschaftsverständnis, das sich an den Naturwissenschaften orientiert und Gesellschaft unreflektiert wie ein Stück Natur – also rein kausal bestimmt, ohne Freiheit – behandelt und zu erklären versucht: »the various disciplines within the behavioral and social sciences should make themselves mutually consistent, and consistent

with what is known in the natural sciences« (Barkow, Cosmides & Tooby 1995, 4). So, wie chemische Gesetze zwar eigenständig sind, aber mit physikalischen Gesetzen kompatibel sein müssen, um eine konsistente allgemeine Theorie der Natur zu gewährleisten, so sollen auch die Theorien der Verhaltens- und Sozialwissenschaften konsistent an naturwissenschaftliche Erkenntnisse anschlussfähig sein und dürfen ihnen nicht widersprechen. Diese Forderung impliziert die These, dass es sich bei Naturphänomenen im Prinzip um denselben Gegenstandsbereich handelt, wie bei psychologischen oder sozialen Phänomenen. Menschliche Psyche und Gesellschaft sollen darum nach denselben Prinzipien wissenschaftlich erklärt werden können, wie Naturphänomene – unter Berücksichtigung ihrer Besonderheit, aber ohne Bruch im naturkausalen Erklärungsprinzip, also beispielsweise nicht nach dem Prinzip der Freiheit im Gegensatz zu kausalen Naturprinzipien. Unter dieser Prämisse ergibt sich dann der Schluss: »Yet to propose a psychological concept that is incompatible with evolutionary biology is as problematic as proposing a chemical reaction that violates the laws of physics« (Ebd.).

Dies bedeutet, dass hinter aller kulturellen Variabilität menschlicher Gesellschaften eine universale menschliche Natur stehe, die sich zwar in divergierenden Formen zeige, aber im Grunde auf identischen psychologischen Mechanismen und Verhaltensweisen beruhe – nämlich auf solchen, die sich in den Jäger- und Sammlergemeinschaften des Pleistozän evolutionär entwickelt haben.

The central premise of *The Adapted Mind* is that there is a universal human nature, but that this universality exists primarily at the level of evolved psychological mechanisms, not of expressed cultural behaviors. On this view, cultural variability is not a challenge to claims of universality, but rather data that can give one insight into the structure of the psychological mechanisms that helped generate it. A second premise is that these evolved psychological mechanisms are adaptations, constructed by natural selection over evolutionary time. A third assumption made by most of the contributors is that the evolved structure of the human mind is adapted to the way of life of Pleistocene hunter-gatherers, and not necessarily to our modern circumstances. (Barkow, Cosmides & Tooby 1995, 5)

So lautet die populärste und umstrittenste These der evolutionären Psychologie: Der menschliche Geist hat sich im Pleistozän entwickelt, also vor ca. 1,8 Millionen Jahren, moderne Industriegesellschaften gibt es jedoch erst seit 200 Jahren. Darum »laufen wir mit einem Steinzeit-Gehirn in unserer modernen Umwelt herum« (Buss 2007, 45). Dies »führt dazu, dass unsere gegenwärtigen evolutionären Mechanismen nicht optimal auf unsere aktuelle Umwelt abgestimmt sind« (Ebd.). Das sei eine Erklärung dafür, dass unsere Gefühle, Emotionen und Reaktionen oft nicht sinnvoll – d.h. nicht evolutionär angepasst – auf unsere Gesellschaft passen.

Seit Mitte der 80er Jahre wurde diese These auch weit in der populärwissenschaftlichen Literatur⁴⁵ diskutiert und war Teil des konservativen »roll-back« gegen eine Libera-

45 z.B. Cheryl Benard & Edit Schlaffer (1988). *Männer: Eine Gebrauchsanweisung für Frauen*; Ernst Wenig

lisierung der Gesellschaft: Nicht gesellschaftliche Mechanismen von Entfremdung, wie Karl Marx sie beschrieb, sondern unsere genetisch fixierte mentale Ausstattung sei hier nach der Grund für eine ganze Reihe von psychischen und psychosomatischen Problemen, die mit Gefühlen der Sinnlosigkeit des eigenen Lebens und der Fremdheit in der Welt einhergehen. Wir seien einfach nicht gut genug an die von uns selbst hergestellte Gesellschaft angepasst.

Die empirisch bestätigte These von den psychologischen Geschlechtscharakteren

Sowohl auf der wissenschaftlichen wie auf der populärwissenschaftlichen Ebene werden über diese These vom ›Steinzeit-Gehirn‹ besonders gerne Geschlechtsunterschiede erklärt, um feministischen Theorien der Gleichberechtigung naturwissenschaftlich begründet zu widersprechen. Hier zwei (willkürlich aus einer unüberschaubaren Menge ausgesuchte) Zitate: »So zeigen beispielsweise Untersuchungen zum Thema Sexualität und Partnerwahl, daß Frauen und Männer nicht nur biologisch verschieden sind, sondern sich ebenso deutlich in ihrer Psyche unterscheiden« (Allman 1996, 17). »Ein weiteres schlagendes Argument gegen die Gender-Ideologie mit der Kernthese, Männer und Frauen seien wesensgleiche gesellschaftliche Erziehungsprodukte, ist im Phänomen der weltweit verbreiteten Prostitution zu erkennen« (Kutschera 2016, 389). In der Prostitution böten sich Frauen für Männer an (respektive oder werden angeboten!), umgekehrte Fälle seien so selten, dass sie statistisch zu vernachlässigen seien.

Das wissenschaftstheoretische Problem solcher Untersuchungen liegt nicht immanent in der Wahl der Methoden, der Auswertungen der Statistiken o.Ä., sondern bereits in den zu Grunde gelegten Prämissen. Mit empirischen Methoden bildet man die Wirklichkeit ab, die Fakten. Ist diese Wirklichkeit eine sexistische Gesellschaft mit deutlich geschlechtsspezifischen Rollen in heterosexuellen Beziehungen, so wird sich genau dies im statistischen Durchschnitt einer breit angelegten Untersuchung auch abzeichnen: Frauen verhalten sich (im Durchschnitt) so und so, Männer anders. Doch den oben zitierten Autoren erscheinen diese Ergebnisse nicht als Beweis des realen Sexismus, da sie von der Prämisse ausgehen, dass menschliches Verhalten sich im Arterhaltungsprozess der Evolution sinnvoll entwickelt habe. Das, was evolutionär sinnvoll ist, sei also das Natürliche und damit auch das richtige Verhalten – hierüber bekommt die Natur eine normative Funktion. Im Umkehrschluss wird dann die Abweichung als dysfunktional, mitunter sogar als Gefahr denunziert: »Denkt man logisch-konsequent die Forderungen der Genderisten nach Aufhebung der Heteronormalität [sic!] und Akzeptanz aller andersartigen erotischen Neigungen durch, wird klar, dass diese Entwicklung letztlich zu einer gesellschaftlichen Degeneration führt, verbunden mit dem Aussterben der betreffenden Menschenpopulation« (389). Denkt man diesen Appell gegen die Akzeptanz andersartiger als heteronormativer erotischer Neigungen logisch-konsequent unter

(1984). *Manchmal die Männer, immer die Frauen*; Robert J. Bery (1989). *Adam und der Affe*; Volker Sommer (1990): *Wider die Natur. Homosexualität und Evolution*; John Gray (1992). *Männer sind anders. Frauen auch*; u.v.m.

evolutionspsychologischen Prämissen zu Ende, dann enthält er den Widerspruch, dass die degenerativen Elemente der Spezies durch Repressionen dazu bewegt werden sollen, sich fortzupflanzen, anstatt auszusterben.

Doch zurück zu den Fakten, die in zahlreichen Studien einen statistischen Unterschied im durchschnittlichen Verhalten von Frauen und Männern in diversen Fällen belegen und die uns meistens nicht wirklich überraschen, weil sie unserer Alltagserfahrung und Vorurteilsstruktur entsprechen. Wenn man einmal davon ausgeht, dass die meisten dieser Studien seriös durchgeführt wurden und es zutrifft, dass z.B. Männer im Durchschnitt mehr an Technik und Frauen mehr an sozialen Beziehungen interessiert sind (z.B. Baron-Cohen 2004) etc. pp., dann ist die nächste wissenschaftliche Frage, wie man diese Ergebnisse deutet. Und hierbei macht es einen großen politischen und erkenntnistheoretischen Unterschied, ob man – wie die meisten feministischen Theoretikerinnen – hierin einen Beleg dafür sieht, dass patriarchale Strukturen immer noch existieren und als ein kulturelles Erbe des Ausschlusses der Frauen aus den öffentlichen Sphären der Gesellschaft abgeschafft werden sollten, oder ob man diese empirisch nachweisbare Ungleichheit als ein biologisches Erbe begreift. In beiden Fällen ist es gleichermaßen plausibel, dass sich bestimmte Geschlechterrollen tief in unsere psychische Struktur einschreiben – doch unter der ersten Prämisse ließe sich dies gesellschaftlich ändern, unter der zweiten nicht. Der politische Versuch, Genderrollen aufzubrechen, wäre unter der ersten Prämisse ein Akt der Emanzipation des Menschen, unter der zweiten eine »Degeneration« der Art *homo sapiens sapiens* (s.o.).

Für die Gender-Theorie(n) stellt der empirische Befund von im Durchschnitt der Bevölkerung vorliegenden geschlechtsspezifischen Verhaltensweisen keine Widerlegung ihrer These von einer potentiellen Gleichheit (oder geschlechtsunabhängigen, je individuellen Verschiedenheit) der Menschen dar, sondern er belegt nur, dass geschlechtsspezifisches Verhalten in unserer Gesellschaft nach wie vor existiert. In der evolutionären Psychologie wird dagegen genderspezifisches Rollenverhalten auf die vermeintlich geschlechtsspezifische Arbeitsteilung von Jäger- und Sammlergesellschaften zurückgeführt; patriarchale Gesellschaftsstrukturen und ihre psychischen Folgen werden so als natürliche Folge unserer evolutionären Anpassung gedeutet.

Jagen liefert auch eine schlüssige Erklärung für die *sexuelle Arbeitsteilung*. Durch die Größe, die Stärke ihrer Oberkörper und die Fähigkeit, Projektile zielgerichtet über lange Entfernungen zu werfen sind Männer gut zum Jagen geeignet (Watson, 2001). Unsere weiblichen Vorfahren, die meist mit Schwangerschaft und Kindern beschäftigt waren, eigneten sich für die Jagd weit weniger. [...] Somit liefert die Jagd auch eine plausible Erklärung für die den modernen Menschen charakterisierende Arbeitsteilung. (Buss 2007, 121)

Diese geschlechtsspezifische Arbeitsteilung der Frühmenschen ist nicht hinreichend durch empirische Funde belegt, sondern wurde als plausibel wirkende Hypothese ausgehend von der modernen Form geschlechtsspezifischer Arbeitsteilung abgeleitet. Nachfolgend werden bürgerliche Rollenverständnisse oft auf uneindeutige archäologi-

sche Funde projiziert, um sie gemäß der heutigen Geschlechterrollen zu interpretieren (Fries, Rambuscheck & Schulte-Dornberg 2007). Die Argumentation wird zirkulär: In der Projektion bürgerlicher Geschlechterrollen in die Frühgeschichte der Menschheit erscheinen diese dann als ›universal‹ und erlauben eine Rückprojektion der Geschlechterverhältnisse der Jäger- und Sammlergemeinschaften auf die bürgerliche Gesellschaft, aus der sie gewonnen wurden. So können heutige Unterschiede im geschlechtsspezifischen Verhalten als evolutionäre Anpassung an die frühzeitliche Arbeitsteilung gedeutet werden; wissenschaftstheoretisch haben sie allerdings nur den Status plausibler Geschichten. Diese erzählen uns von der geschlechtsspezifischen Ausbildung bestimmter mentaler Fähigkeiten wie Empathie, logischer Abstraktionen oder räumlicher Orientierung durch evolutionäre Adaption (Anpassung).

So veröffentlichten Silverman und Eals 1992 (nach Buss 2007) eine Theorie über geschlechtsspezifische Adaptionen in räumlichen Fähigkeiten, die sich auch heute noch in Lehrbüchern zur evolutionären Psychologie findet:

»Zusammenfassend sagt diese Theorie aus, dass Frauen über ein besseres ›Gedächtnis für Standorte von Objekten‹ als eine Adaption an das Sammeln verfügen, Männer hingegen über bessere Navigationsfähigkeiten wie Karten lesen und die Art mentaler Rotationen, derer es bedarf, um ein Tier mit einem Speer zu erlegen. Die Ergebnisse vieler Studien bestätigen mittlerweile diese Geschlechtsunterschiede in räumlichen Aufgaben.« (Buss 2007, 128)

Auf dem Test-Blatt, mit dem das ›Gedächtnis für Standorte von Objekten‹ geprüft wird, sind (Haushalts-)Gegenstände ohne erkennbare Ordnung aufgemalt: Bügelbrett, Telefon, Wasserkocher, Teddybär, Katze, Tasse, Bügeleisen, Topfpflanze etc. Die Standorte dieser Objekte zueinander im Gedächtnis zu behalten erfordert sicherlich nicht ganz andere kognitive Fähigkeiten, als sich die Positionen von Städten und den Verlauf von Straßen auf einer Karte zu merken. Dennoch zeigen die Ergebnisse der diesbezüglichen Untersuchungen im statistischen Durchschnitt einen signifikanten Unterschied zwischen Männern und Frauen auf, der – wenig überraschend – zu dem vorherrschenden Rollenverständnis passt. Ob Frauen bei diesem Test auch bessere Ergebnisse als Männer erzielen würden, wenn die dargestellten ›Objekte‹ Autos verschiedener Marken wären? Ob Männer die Frauen im Lesen von ›Karten‹ und mentaler Rotation auch übertreffen würden, wenn man ihnen Schnittmusterbögen vorlegte?

Unsere Geschlechterrollen schreiben sich subtiler in die Gesamtheit unseres Selbst ein, als genetisch adaptierte Fähigkeiten es je könnten. Denn die Fähigkeit ist eine abstrakt-formale Bestimmung, die je nach Erfordernissen der Umwelt oder auch gefällten Urteilen und Entscheidungen sich auf beliebige Inhalte anwenden lässt. Darum drückt sich die menschliche Fähigkeit zur Sprache in gänzlich unterschiedlichen Weisen aus; Deutsch, Mandarin, Gebärdensprache(n), finnisch, binäre Codes – gemeinsam ist ihnen, dass sie die Fähigkeit voraussetzen, einem (beliebigen) Zeichen einen bestimmten Inhalt zuzuordnen. In der evolutionären Psychologie sind in entscheidenden Punkten jedoch Form und Inhalt immer schon gekoppelt. Unter dem Forschungsziel, die

geschlechtsspezifischen Adaptionen zu erkennen, werden schon die ›Objekte‹, deren ›Standorte‹ sich Frauen angeblich besser merken können als Männer, (unbewusst?) so gewählt, dass sie auf ein bürgerlich-weibliches Rollenprofil passen. Frühzeitliche Frauen würden im gleichen Test vermutlich schon deswegen deutlich schlechter abschneiden als moderne, weil sie Bügelbrett und Teekessel nicht als solche erkennen könnten und ihnen die meisten der schematisch gezeichneten Objekte als abstraktes Gekritzel erscheinen müssten⁴⁶.

Wenn man Gesellschaft jedoch nicht als aus einem Naturmechanismus entstanden annimmt, sondern sie in der Tradition der Aufklärung als einen (potentiellen) Zusammenschluss der Menschen auf der Grundlage von Freiheit und Gleichheit denkt, dann muss man sie erstens über ein anderes Prinzip erklären als naturwissenschaftliche Gegenstände und hat zweitens einen Maßstab der Kritik von Gesellschaft, solange Freiheit und Gleichheit nicht auch vollständig realisiert sind. Zu diesem Schluss können übrigens auch Biologen kommen; der in Harvard lehrende Evolutionsbiologe S. J. Gould lehnte aus diesem Grund den Begriff der ›kulturellen Evolution‹ ab:

Der Wandel der menschlichen Kultur dagegen ist ein völlig anderer Vorgang [als die natürliche Evolution; C.Z.]. Er läuft nach grundlegend anderen Prinzipien ab [...]. Wenn wir von ›kultureller Evolution‹ sprechen, unterstellen wir unbewußt, dieser Vorgang müsse im wesentlichen ähnlich ablaufen wie das Phänomen, das man meistens mit dem gleichen Namen belegt – die natürliche oder darwinistische Veränderung. Der Gebrauch des Begriffes ›Evolution‹ in beiden Fällen führt dann zu einem der häufigsten und verhängnisvollsten Fehler in unserer Analyse von Leben und Geschichte der Menschen: zu der übermäßig reduktionistischen Annahme, das natürliche Vorbild des Darwinismus müsse in vollem Umfang auch für die Geschichte unserer Technik und Gesellschaftsordnung gelten. Ich wünsche mir, daß der Begriff ›kulturelle Evolution‹ aus dem Sprachgebrauch verschwindet. (Gould 1998, 268f.)

Gould – selbst Naturwissenschaftler – verfolgt offensichtlich einen anderen erkenntnistheoretischen Ansatz, als er oben für die evolutionäre Psychologie dargestellt wurde. Entsprechend geht er von anderen Prämissen aus und kommt zu anderen Ergebnissen. Indem er die grundsätzliche Differenz von Naturprozessen und gesellschaftlichem Wandel anerkennt, reflektiert er auch, dass naturwissenschaftliche Erkenntnis immer auch eine – gesellschaftlich bedingte und hervorgebrachte – Interpretation ist. »[D]ie Annahme, es gebe ›da draußen‹ eine völlig objektive Natur, die in dieser Form für einen unvoreingenommenen Beobachter sichtbar ist«, nennt er einen »Kardinalfehler« (Gould 1998, 60) wissenschaftlichen Arbeitens.

46 Geht man – anders als die EP – davon aus, dass höhere psychische Funktionen wie Denken, Sprechen, Gedächtnis usw. vermittelt über den sozialen Austausch aufgebaut werden, scheint es unmittelbar evident, dass solcherlei Testbögen nur kulturell vermittelt zu betrachten sind. Zur Theorie kulturell bedingter Wahrnehmungsunterschiede vgl. Luria in Jantzen (2002).

Kategorien sind Zwänge, die Menschen der Natur auferlegen (auch wenn die Tatsachen der Natur umgekehrt Hinweise und Vorschläge liefern). Betrachten wir einmal als Beispiel die ›offenkundige‹ Einteilung der Menschen in zwei Geschlechter. Wir können das Männliche und das Weibliche als fortbestehenden Gegensatz deuten, als Ausprägung zweier unterschiedlicher Wege in der Embryonalentwicklung und dem späteren Wachstum. [...] Aber dieses ›Zwei-Geschlechter-Modell‹ herrscht erst seit kurzer Zeit in der abendländischen Geschichte (siehe Laqueur, 1990; Gould, 1991), und es hätte nicht Fuß fassen können, wenn die mechanistische Philosophie von Newton und Descartes nicht die neoplatonische Weltanschauung früherer Zeiten verdrängt hätte. Von der Antike bis zur Renaissance bevorzugte man ein ›Ein-Geschlecht-Modell‹, wonach die Körper der Menschen sich in einem kontinuierlichen Spektrum der Vollkommenheit befanden, vom Niedrig-Irdischen bis zur höchsten Idealisierung. Sicher, auch in dieser Denkrichtung bildeten die Menschen zwei Gruppen, die man als männlich und weiblich bezeichnete, aber es gab nur einen archetypischen oder idealen Körper, und alle tatsächlichen Ausprägungen (das heißt die wirklichen Menschen) mußten eine Position in einem bestimmten Kontinuum des metaphysischen Fortschritts einnehmen. Dieses ältere System ist sicher ebenso sexistisch wie das spätere ›Zwei-Geschlechter-Modell‹ (das angebotene, vorbestimmte Unterschiede postuliert, die von Anfang an von Bedeutung sind), aber aus anderen Gründen – und diese Geschichte einer grundlegend veränderten Taxonomie müssen wir verstehen, wenn wir das Ausmaß der Unterdrückung in verschiedenen Zeitaltern begreifen wollen. (Gould 1998, 60f.)

Die gesellschaftliche Unterdrückung bestimmter Teile der Menschheit wurde schon immer ideologisch legitimiert. Anders als in früheren Jahrhunderten, in denen beispielsweise religiöse Dogmen die weltliche Herrschaft begründeten, wird diese Funktion in den aufgeklärten bürgerlichen Gesellschaften zunehmend von der Wissenschaft übernommen – zumeist, ohne dass dies innerhalb der Wissenschaften bemerkt würde oder gar intendiert ist.⁴⁷ Darum ist es die wichtigste Aufgabe einer kritischen Wissenschaft, von den aufgestellten Prämissen über die Forschungsfrage bis hin zum Experimental-aufbau die gesellschaftspolitischen Implikationen der Forschung zu reflektieren. Denn jede Wissenschaft ist eingebettet in bestimmte gesellschaftliche und weltanschauliche Kontexte, die sie allzu leicht in ihrer Forschung affirmiert und reproduziert, wenn sie sich dieser kritischen Reflexion verweigert. So bildet die evolutionäre Psychologie den herrschenden Sexismus ab und legitimiert ihn, indem sie ihn als eine natürliche Anlage des Menschen behauptet.⁴⁸ Sich dem entgegen zu stellen heißt, mit der Gesellschaft auch ihre Wissenschaft aus dem Korsett herrschender Vorurteile zu befreien.

47 Eine Ausnahme stellen z.B. die Rassentheorien nationalsozialistischer Biologen dar, die ganz bewusst darauf abzielten, die ›Minderwertigkeit‹ bestimmter ›Menschenrassen‹ zu ›beweisen‹ – oft zu Lasten der logischen Konsistenz ihrer Theoreme.

48 Damit ist ihr ideologisches Potential noch lange nicht erschöpft. Auch Mechanismen der kapitalistischen Ökonomie wie ›Konkurrenz‹ oder ein Abwägen von ›Kosten‹ gegen ›Nutzen‹ werden von ihr als

Literatur

- Allman, W. F. (1996). *Mammutjäger in der Metro*. Heidelberg, Berlin, Oxford: Spektrum Akademischer Verlag.
- Barkow, J. H., Cosmides, L. & Tooby, J. (Hrsg.). (1995). *The Adapted Mind*. New York, Oxford: Oxford University Press.
- Baron-Cohen, S. (2004). *Vom ersten Tag an anders. Das weibliche und das männliche Gehirn*. Düsseldorf, Zürich: Walter Verlag.
- Buss, D. M. (2007). *Evolutionäre Psychologie*. Kösel, Krugzell: Pearson Studium.
- Darwin, Ch. (1877). *Der Ausdruck der Gemüthsbewegungen bei dem Menschen und den Thieren*. Stuttgart: E. Schweizerbart'sche Verlagshandlung (E. Koch).
- Eibl-Eibesfeld, I. (1970). *Liebe und Haß. Zur Naturgeschichte elementarer Verhaltensweisen*. München: Piper.
- Eibl-Eibesfeld, I. (1973). *Der vorprogrammierte Mensch. Das Ererbte als bestimmender Faktor im menschlichen Verhalten*. Wien/Zürich/München: Molden.
- Eibl-Eibesfeld, I. (1984). *Die Biologie des menschlichen Verhaltens. Grundriß der Humanethologie*. München: Piper.
- Fries, J. E., Rambuscheck, U. & Schulte-Dornberg, G. (Hrsg.). (2007). *Science oder Fiction? Geschlechterrollen in archäologischen Lebensbildern. 2. Sitzung der AG Geschlechterforschung, Tagung Frankfurt (Oder) 2005*. (Frauen – Forschung – Archäologie, 7). Münster: Waxmann Verlag.
- Ghiselin, M. T. (1973). Darwin and Evolutionary Psychology. *Science*, 179, 964-968.
- Gould, S. J. (1998). *Illusion Fortschritt. Die vielfältigen Wege der Evolution*. Frankfurt a. M.: Fischer Verlag.
- Jantzen, W. (Hrsg.). (2002). *Alexandr R. Luria, Kulturhistorische Humanwissenschaft, Ausgewählte Schriften*. Berlin: Pro Business Digital.
- Kutschera, U. (2016). *Das Gender-Paradoxon. Mann und Frau als evolvierte Menschentypen*. Berlin: LitVerlag.
- Lorenz, K. (1965). *Über tierisches und menschliches Verhalten. Aus dem Werdegang der Verhaltenslehre*. Gesammelte Abhandlungen aus den Jahren 1931-1963. Band I und II. München, Zürich: Piper.
- Lorenz, K. (1965). *Evolution and Modification of Behavior*. Chicago: University of Chicago Press.
- Maiers, W. (2002). Der Etikettenschwindel der Evolutionären Psychologie. *Forum Kritische Psychologie*, 45, 24-54.

evolutionsbiologische Mechanismen angenommen, weil sie ›universale‹ Gültigkeit besitzen (also unter Bedingungen des globalen Kapitalismus sich weltweit empirisch nachweisen lassen).